



Einwandererschmuggel in den Vereinigten Staaten.

Von Hermann Hesse, New York.

Amerika galt von jeher als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, und es ist noch heute mit einem romantischen Nimbus umgeben für alle, denen es als das Land ihrer Sehnsucht gilt. Die neuere amerikanische Gesetzgebung, die die Zahl der Einwanderer durch die Quota bedeutend heruntersetzte, hat diesen Nimbus eher gesteigert als gemindert. Denn das Quotengesetz trifft besonders jene Länder Süd- und Südosteuropas, die früher den größten Teil der Auswanderer stellten. Andere Völker, wie Chinesen und Japaner, wurden von der Einwanderung überhaupt ausgeschlossen.

Zweck all dieser gesetzlichen Maßnahmen war, zunächst die Zahl der Einwanderer überhaupt zu beschränken, und ferner die auf niedrigerer Bildungsstufe stehenden Einwanderer aus Polen, Galizien, Italien und vom Baltikum fernzubehalten, da sie sich nur schwer mit dem nationalen Amerikanertum verschmelzen.

Wie manche anderen Gesetze, bergen auch die Einwanderungsgesetze der Vereinigten Staaten zuweilen Härten. Da sind die Männer hier, haben Arbeit und Auskommen, die Familien aber sind noch in Europa. In manchen Ländern mit kleiner Quota haben sie gar keine Aussicht, in absehbarer Zeit gesetzlich einzuwandern zu können. Da gibt es in Italien junge Burschen, deren ganze Verwandtschaft hier ist, die alle nach ihnen verlangen, und doch sollen sie drüben bleiben. Das will ihnen gar nicht in den Kopf, wo doch früher jeder kommen und gehen konnte, wie es ihm paßt.

Seute hat der Bewerber um das Bismarck ein ärztliches Attest über seinen Gesundheitszustand zu zufügen. Dieses Attest befreit jedoch nicht von der endgültigen Untersuchung, die allein im amerikanischen Eingangshafen stattfindet, und zwar eingehend. Die Untersuchung im Ausreisehafen hat den Zweck, die Schiffsgesellschaft vor Verlust zu schützen, denn sie wird mit 1000 Dollar bestraft, wenn sie einen ernstlich kranken Einwanderer herüberbringt. Außerdem muß sie ihn unentgeltlich befördern. Die endgültige Entscheidung, ob jemand zugelassen wird oder nicht, steht bei den Behörden des Eingangshafens.

Alle diese Ungewisshheiten begünstigen das Vereinschmuggeln, denn von den Erfahrungen und schmerzlichen Enttäuschungen auf Ellis Island hat man schon in den abgelegensten Gegenden der Welt irgendeinmal gehört. Gewiß nicht ohne Grund hat der Volksmund dieser Städte den Namen Träneninsel gegeben. Für gar zu viele bedeutet die Zurückweisung nicht nur eine vergebliche lange Reise übers Weltmeer, nicht nur die Zertrümmerung aller Zukunftshoffnungen, sondern auch den Verlust der Ersparnisse aus langen, langen Jahren. So erklärt es sich, daß die Agenten der Schmuggler leicht ein williges Ohr finden, wenn sie ein sicheres Einbringen über die kanadische oder mexikanische Grenze versprechen.

So bleibt denn unter den obwaltenden Umständen für viele Heimatmüde nur ein Weg — der Weg des Schmuggels. Nicht nur Diamanten und Alkohol, auch Menschen werden in die Vereinigten Staaten eingeschmuggelt, und es wird angenommen, daß Uncle Sams Staatsbürger sich allnächtlich um eine ganz erhebliche Anzahl Köpfe vermehren.

Sie kommen im Boot, im Automobil, im Flugzeug.

Auf einsamen Landwegen schleichen sie über die kanadische oder mexikanische Grenze. Auf Cuba sollen ständig nicht weniger als 25.000 Europäer und Chinesen auf eine Gelegenheit warten, sich in das Gebiet der Vereinigten Staaten einzuschmuggeln. Trotz aller Vorkehrungen der Behörden nimmt die Flut dieser unerwünschten Einwanderer dauernd zu. Wie immer erzeugt hier Druck Gegen-druck, und die Maßnahmen der Regierung reizen die Fremden zu immer größerer Hartnäckigkeit. Allerdings stehen den Behörden auch nur 2500 Beamte zur Verfügung, die natürlich unmöglich die gesamte heimliche Einwanderung an den endlosen Landesgrenzen und in den östlichen Häfen auch nur übersehen können.

Dazu kommt, daß die Einwanderungsgesetze sehr gegen die Fremden, jedoch nicht gegen die Nachbarn in Kanada und Mexiko richten. Es liegt nicht im Interesse des Staates, dort den Grenzverkehr zu unterbinden. Daraus ergibt sich als unvermeidliche Folge, daß der Schmuggel dort leichter ist als in den Landungshäfen.

Zwei Möglichkeiten des Einschleichens sind besonders verlockend durch die Einfachheit. Alle fünf Minuten fährt eine Fähre von Windsor, Ontario, nach Detroit im Staate Michigan. Sie wird täglich von Tausenden benutzt. Dazu kommen weitere Tausende von Besuchern von hüben und drüben. Die Einwanderungsbeamten haben nun die Aufgabe, einen Blick auf die Menschenmenge zu werfen und Verdächtige herauszufischen.

Das ist nun zwar sehr leicht, wenn man schon auf hundert Schritt Entfernung sieht, daß Kubischek vor drei Wochen in Polen pflügte oder daß der Graf von Monte Christo geradewegs von Neapel kommt. Hat es aber jemand fertig gebracht, sich nach amerikanischem Muster zu kostümieren, so hat er allerlei Aussichten, durchzuschlüpfen.

Da drüben drückt sich so einer herum, dem man den Ausländer von weitem ansieht. Ein Einwanderungsinspektor nimmt ihn aufs Korn. Es wird ihm schlecht gehen, Schon tippt er ihm auf die Schulter. „Sind Sie in den Vereinigten Staaten aufgefressen?“ Nein, er wohnt in Kanada, doch er hat einen amtlichen Ausweis der amerikanischen Einwanderungsbehörde, der ihn berechtigt, das Land als Besucher zu betreten. Solcher Ausweise werden in großer Zahl ausgestellt, und die meisten dienen nur ehrlichen Zwecken. Aber es gibt kein Mittel, einen Ausländer zurückzuhalten, wenn er auf diese Weise ins Land kommt und das Heimgehen vergißt. Ist das Dokument einmal ausgestellt, so werden weder die Ausweise, noch ihre Inhaber irgendwie kontrolliert. Inwieweit dieser Weg von Schmugglern benutzt wird, ist schwer zu sagen, denn das Beschaffen des Ausweises erfordert Zeit und wird nur für Personen ausgestellt, die ihren Wohnsitz in Kanada nachweisen. Da ist es schon wahrscheinlich, daß die meisten sich als Amerikaner kostümieren und den Fährdampfer benutzen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, diese Menschenmenge eingehend zu kontrollieren.

Ferner gibt es Dutzende von Eisenbahnschienen, die die Grenze überqueren. Die Untersuchung geschieht in der Eile und hängt von Zufällen ab. Die internationalen Brücken von El Paso und Buffalo sind auch nicht unter dem ersten Einwanderer zusammen-

gebrochen. Und endlich gibt es meilenweite Strecken an beiden Grenzen, wo keine Wacht gehalten wird.

Auf allen diesen Wegen und Stegen treibt die moderne Schlingelromantik ihr Wesen. Der Zufall ist alles. Von ihm hängt es ab, wie die Würfel der Einwanderer fallen. Die launische Dame Fortuna kann viel, kann alles für ihn tun. Mehr noch aber ein vertrauter, lokalkundiger Freund.

Doch wehe dem Aermsten, der einem falschen Freunde zum Opfer fällt! Denn auch solche gibt es. Sie nehmen dem Einwanderer das Geld ab, ohne sich jedoch um ihn zu küm-

mern, und überlassen ihn — oft mittellos — fern der Heimat und in einem fremden Lande seinem Schicksal.

Dat der Einwanderer die Fleischöpfe Amerikas glücklich erreicht, so mag er sich nur vor einem Fehler hüten: niemals das Geheimnis seiner ungesetzlichen Anwesenheit preiszugeben, nicht dem besten Freunde, nicht der eigenen Frau. Niemand sieht ihn als Lohengrin, als Schwanenritter an und fragt ihn, woher er kam, solange er nicht mit der Polizei in Konflikt gerät. Davor muß er sich in acht nehmen. Sonst gibt es keinerlei Meldepflicht oder polizeiliche Kontrolle.

Vom Augenblick der Preisgabe des Geheimnisses aber hängt ein Damoklesschwert über seinem Haupte und er ist allen Verrätereien, Erpressungen und Raubzügen schutzlos preisgegeben. Früher konnte die ungesetzliche Einwanderung nachträglich legalisiert werden. Mit dieser Praxis ist es jedoch vorbei, und Deportation und Verlast der Existenz sind die unentrinnbaren Folgen. Allerdings kann er niemals die Bürgerpapiere beantragen, denn dabei hat er seine gesetzliche Einwanderung nachzuweisen. Doch darüber kann er sich leicht hinwegsetzen. Schweigen ist für ihn das Gebot des ganzen Lebens.

Sei Hammer!

Du Hammer! in nerviger Arbeitsfaust,
wenn du so schlagend niedersaust
und klingst
und funken springst,
das Lied der Arbeit singst,
wünsch' ich,
— sollst du, der du den Hammer trögt,
schweißtriefend damit niederschlägst,
grad wie dein eig'ner Hammer sein!
Zerschlage dir die Not und Pein!
Zerschmettere deines Daseins Hammer!
Sei du... Hammer!

Ernst Warlik.

Reden und Schweigen.

Ein Märchen von Anton Tschekow.

Im Archiv der Zensurverwaltung in Petersburg wurde das unten stehende Märchen gefunden, das seinerzeit für die humoristische Zeitschrift „Ostoki“ bestimmt war und durch den Zensur-Swatowski konfisziert wurde. Wir veröffentlichen heute dieses Märchen zum erstenmal in deutscher Uebersetzung.

In irgendeinem Lande, in irgendeiner Stadt lebten einst zwei Freunde, der eine von ihnen hieß Krüger, der andere Smirnow.

Krüger war ein heller Kopf, der jeder Situation gewachsen war, eine geistig hochstehende Persönlichkeit, Smirnow dagegen war eine schwache, wantelmütige Natur und dabei ein wenig beschränkt. Eines Tages unternahmen sie zusammen irgendeine Reise. In dem Eisenbahn-Abteil, wo sie saßen — befand sich auch ein junges, hübsches Mädchen. Sie beschloßen, das Herz der hübschen Unbekannten zu erobern. Sie setzten sich neben das Mädchen. Krüger machte ihr den Hof, erzählte ihr Anekdoten, während Smirnow schwachtend das Mädchen anschaute und kein Wort sprach. Auf einer Station verließ Krüger mit dem Mädchen das Rupee und kam lange Zeit nicht zurück. Als er zurückkam, zwinkerte er mit den Augen, schaute Smirnow an, schnalzte mit der Zunge und sagte leise zu Smirnow:

„Ich habe das Herz des Mädchens erobert!“
„Das hast du sehr geschickt angestellt!“ bemerkte voll Neid, Smirnow. „Erkläre mir doch das Geheimnis, wie man so rasch ein Mädchenherz erobern kann. Du bist bloß ganz kurze Zeit bei ihr gewesen und eins, zwei, drei — hast du ihr Herz erobert... Du Glückspilz.“

„Lieber Freund, du hast die Gelegenheit nicht ausgenützt. Bist drei Stunden neben diesem süßen, entzückenden Geschöpf gesessen, hast nicht einmal ein einziges Wort gesprochen, nur sie angeschmachtet. Mit Schweigen erreicht man nichts auf der Welt... Man muß reden, verstehtst du, reden... Aber du traust dich nicht den Mund aufzumachen. Weshalb? Weil du ein

Wasschlappen bist.“ Smirnow dachte nach und fand, daß sein Freund Krüger recht hatte. Er beschloß, seinen Charakter zu ändern... Er überwand die ihm angeborene Schüchternheit, setzte sich zu einem Herrn in blauer Uniform (Gendarm) und begann mit ihm ein Gespräch. Der Herr erwies sich als redelustiger Mensch und begann an Smirnow Fragen zu stellen, die hauptsächlich wissenschaftlichen Charakter trugen.

Er fragte Smirnow, ob er mit seinem Leben zufrieden sei, ob er mit den Gesetzen der Natur und der menschlichen Gemeinschaft einverstanden sei, was er über die Sozialisierung des Bodens, über politische Freiheiten, wie sie in Europa sind, denke.

Smirnow beantwortete freimütig die Fragen, er sprach sich für die Sozialisierung des Bodens, für die Einführung der Freiheiten aus. Wie groß aber war sein Erstaunen, als der Herr in der blauen Uniform ihn bei der nächsten Station beim Arm nahm, giftig lächelte und in höchstem Tone sagte:

„Kommen Sie mit!“

Smirnow folgte ihm und verschwand auf Rimmerwiedersehen.

Nach zwei Jahren begegnete Krüger Smirnow auf der Straße. Smirnow war blaß, mager, wie ein Skelett und sah elend aus.

„Wo warst du die ganze Zeit?“ fragte Krüger, „bist plötzlich von der Bildfläche verschwunden? Erzähle!“ Smirnow lächelte wehmütig und erzählte all die Leiden, die er in diesen zwei Jahren durchgemacht hatte.

„Siehst du,“ erwiderte Krüger, „das kommt davon, wenn man nicht im richtigen Moment schweigt. Ein vernünftiger Mensch darf in Rußland nur zur rechten Zeit den Mund öffnen, sonst wird er eingesperrt.“

Der Gärtner.

Von Maxim Gorki.

Februar 1917.

Häuserwände und Leute mit Rot besprenkend, rafen Autos heulend durch die Stadt. Vollgepropt mit Soldaten und Matrosen, starren sie in den Stahlmadeln der Bajonette wie riesige, gereizte Igel.

Ab und zu, hart knallend, Schüsse. Das russische Volk kümmert sich um die Freiheit, als ob es sie irgendwo außerhalb, nicht in sich, suchen und finden müßte.

Im Alexanderpark arbeitet einsam ein Gärtner, ein Fünfsziger; stämmig, ungeschlacht. Ruhig legt er Laub und Unrat von den kleinen Wegen und von den Beeten, rechnet den taugend Schnee weg. Ihn interessiert, wie es scheint, die Bewegung ringsum nicht im geringsten; als ob er das Heulen der Sirenen, das Geschrei, das Singen nicht hörte, die roten Fahnen nicht sähe.

Beobachtend warte ich, bis er den Kopf hebt, um die Menschen anzusehen, die an ihm vorbeileiten, die Kastanten, die voll von blinkenden

Bajonetten sind; doch, sich blüend, arbeitet er hartnäckig wie ein Maulwurf, scheint auch ebenso blind.

März.

Auf den Straßen, auf den Wegen des Parks, die zum Volkshaus führen, marschieren langsam Hunderte, Tausende von Feldgranen; manche ziehen an Schnüren Maschinengewehre wie eiserne Ferkel hinter sich her. Es ist aus Oranienbaum das Maschinengewehregiment; mehr als zehntausend Mann, heißt es. Sie wissen nicht wohin, ziehen seit aller Früh in der Stadt umher, suchen Unterkunft. Die Einwohner fürchten sich vor ihnen — die Soldaten sind müde, hungrig, böse.

Da haben sich einige am Rande eines großen, runden Beetes niedergelassen und sich ausgestreckt, nachdem sie ihre Maschinengewehre, Waffen, Rucksäcke mitten in das Beet geworfen.

Ohne sich zu beeilen, kommt der Gärtner mit dem Besen in der Hand auf sie zu und mahnt sie zornig:

„Wo habt ihr euch hin gelegt? Hier ist ein Beet, da werden Blumen gesetzt. Seid ihr denn blind? Der Kinderplatz. Auf, fort mit euch!“

Und die bösen, bewaffneten Menschen kriechen gehorsam aus dem Beete.

Juni.

Soldaten mit Stahlhelmen, von der Front herbeordert, schließen die Peter-Pauls-Festung ein; ohne Hast gehen sie über die Holztrottoirs, durch den Park dahin, ziehen Maschinengewehre, tragen unachtsam Gewehre. Ab und zu ruft der eine oder der andere den Passanten zu: „Auseinander, es wird gleich geschossen!“

Die Städter aber möchten gern das Gesecht sehen; leise, wie Füchse schleichend, folgen sie den Soldaten auf der Spur, decken sich hinter den Bäumen, strecken neugierig die Hälse vor.

Im Alexander-Park blühen die Blumen in den Beeten, auf den kleinen Wegen geht der Gärtner hin und her. In sauberer Schürze, mit dem Spaten in der Hand, schreit er Soldaten und Neugierige an wie Hammele:

„Se, wohin? Wohin steigst du im Gras? Habt ihr auf den Wegen nicht Platz?“

Ein härtiger, eisenstirniger Bauer im Soldatenkittel, mit dem Gewehr unter dem Arme, sagt zum Gärtner:

„Schau' dich um, Alter, wir werden schießen...“

„Geh, paß auf! Scharfschütz...“

„Halt, Krieg, Bruder...“

„Mach' deinen Krieg, ich mach' mein Geschäft.“

„Es ist halt so. Nichts zum rauchen?“

Seinen Tabaksbeutel ziehend, brummte der Alte laut:

„Ihr geht, wo's verboten ist!“

„Krieg...“

„Auch was rechties! Krieg geführt ist bald, aber ich bin hier allein! Du, schau, das Gewehr da solltest putzen; ganz verrostet, das Gewehr...“

Die Signalpfeife schrillt, der Soldat kommt nicht mehr zum Anrücken, er rennt zwischen den Bäumen weiter. Der Gärtner spuckt hinter ihm aus, schreit: „Wohin, zum Teufel? Hast keinen andern Weg...?“

Derbst.

Mit einer Leiter über der Schulter, mit einer Schere in der Hand, geht der Gärtner durch die Allee und stugt die Bäume. Er ist abgemagert, borstig, die Kleider hängen an ihm

wie Segel am Mast bei Windstille. Die Schere, lahle Zweige kappend, schnappt laut, böß.

Ich sehe ihm zu, denke mir: weder Erdbeten noch Sünstut wären in diesem Menschen in seiner Arbeit zu stören. Und wenn es sich herausstellte, daß die Bosheiten der Erzengel, die das jüngste Gericht verkündigen, nicht ordentlich glänzen, würde der Mann sicherlich die Erzengel sachlich und streng tadeln:

„Die Trompeten da hättet ihr putzen sollen.“

Dorfleben im brasilianischen Urwald.

Von Felix Speiser.

Im Dorfe tragen die Indianer ihre alte Tracht, die ihnen weitaus am bequemsten ist, sonst würden sie wohl wie alle anderen Naturvölker der Eitelkeit unterliegen und sich in europäische Lumpen hüllen. Die Männer tragen eine dünne Lendenschur. Wollen sie sich schmücken, so wird sie ersetzt durch ein oder mehrere Schnurbänder aus Baumwolle oder Affenhaaren, die um die Hüften gelegt werden. Zur Lendenschur und den Schnurbändern kommt eine T-Binde, die heute aus Kaliko besteht, früher wahrscheinlich aus Rindstoffs hergestellt wurde. Diejenigen, die elegant sein wollen, tragen unter den Knien rotgefärbte, geflochtene Binden, von denen Fransenbänder herunterhängen, und über die Brust gekreuzt Glasperlenschnüre, als Ersatz für die ursprünglichen Schnüre, an denen etwa frankengroße Muschelschreiben befestigt waren. Diese Stücke sind heute sehr selten geworden.

Die Frauen sollen, nach den Angaben des Zuschauers, früher ganz nackt gegangen sein, was wohl möglich ist, da diese Sitte bei nicht wenigen Stämmen Südamerikas bestanden hat, doch bleibe dahingestellt, wie weit dieser Mitteilung des Zuschauers Glauben zu schenken ist. Heute tragen die Frauen Kalikoschürzen, die nur die Vorderseite der Lendengegend bedecken, wohlhabendere eine viereckige Schürze, die in hübschem Muster mit hell- und dunkelblauen und weißen Glasperlen bemalt ist. Daneben tragen hauptsächlich die Frauen die Perlschnüre über der Brust und Kniebinden, die denen der Männer gleichen.

Männer wie Frauen rupfen sich die Augenbrauen aus und beschneiden sich die Augenwimpern. Die Männer entfernen auch noch die Bartthaare sowie die anderen Körperhaare, ausgenommen die Achsel- und Schamhaare. Der Indianer hat von Natur aus sehr geringen Haarwuchs am Körper und muß darum einzelne Haare als durchaus ungeschön empfinden, weshalb er sie ausrupft. Dazu kommt, daß er wegen der vielen Parasiten der Pflege seiner Haut viel Zeit schenken muß, sich also gerne mit ihr beschäftigt, wobei diesem halben Spieltrieb auch die Haare zum Opfer fallen.

Beim Baden werden zugleich auch die Wassergefäße gefüllt: Glaschenkürbisse, die das Trinkwasser fürs Dorf enthalten. Ob man die Flasche oberhalb oder unterhalb eines Badens füllt, ist anscheinend nicht von Bedeutung. Die große Entfernung des Dorfes vom Flusse ist der Grund, warum man im Dorfe mit dem Wasser ziemlich sparsam umgeht. Waschen kann man sich dort nicht, und wenn man nachts durstig aufwacht, so sind die Kalebassen schon leer getrunken, und man muß dursten, will man nicht in der Dunkelheit zum Flusse wandern. Die Hunde sind meistens zu faul, um am Flusse ihren Durst zu stillen: sie saufen deshalb aus den Gefäßen der Menschen, lappen Tee, Suppe, Brähe und frisches Wasser, was sie gerade erreichen können. Appetitlich ist dies

ja gerade nicht, doch hier verjagt das Reinlichkeitsgefühl des Indianers, wie übrigens in dieser Hinsicht heute noch bei manchem Europäer.

Großen Abscheu dagegen erregen bei dem Indianer die Exkremente der Hunde, und sollten sich, trotz beständiger Beobachtung der Tiere, solche in der Nähe des Hauses befinden, so werden sie sorgsam mit zwei Bretchen aus dem sandigen Boden aufgehoben und ins Dickicht getragen. Der Indianer selbst ist in allen seinen physiologischen Neigungen sehr reinlich und manierlich. Die Bedürfnisse werden immer in Verstecken befriedigt, an für die Geschlechter getrennten Stellen, die weit vom Dorfe entfernt sind. Auch über andere Unmanierlichkeiten braucht man sich nicht beklagen, denn wenn einem etwas passiert ist, so trösten die anderen mit allen Zeichen größter Mißbilligung auseinander und geben den unglücklichen Sünder allgemeinem Spotte preis. Nur im Spucken lassen sie sich nicht stören, doch findet man sich in Anerkennung ihrer übrigen Sauberkeit bald daran, daß die Dörfer alle so weit weg vom Flusse angelegt sind. Heute ist in der Tat auch gar nicht mehr einzusehen, warum sie nicht unmittelbar am Ufer liegen, denn die kleineren Nebenflüsse des Paru treten anscheinend nie über ihre hohen Ufer, auch gibt es am Umaratia nur ganz bestimmte Stellen, an denen bei Hochwasser Teile der Uferbank unterpült und weggewaschen werden. Man könnte daran denken, daß die Indianer ihre Dörfer abseits im Walde vor feindlichen Augen verstellen wollen. Allein einem Feinde würden die Boote am Hofen und der Weg durch den Wald sicherlich nicht entgehen, die Lage bietet also gar keinen Schutz.

Wenn man die Indianer fragt, welche Gründe für die Wahl des Dorfes maßgebend sind, so erhält man keine befriedigende Antwort. Es ist so Sitte, sagen sie, eine Antwort, die man leider auf fast alle Fragen erhält, die sich auf ihre Kultur beziehen. Der Indianer ist eben wie jeder Naturmensch und wie viele Kulturmenschen, ein Sklave des Herkommens, der Sitte, über deren Bedeutung er sich weiter keine Gedanken macht: es ist einmal so Sitte.

Die ganze stoffliche Kultur eines Volkes ist ja das Ergebnis uralter Erfahrungen, unendlich vieler Versuche, und auch das unscheinbarste Gerät, die unbedeutendste Sitte stellen unter den gegebenen Verhältnissen das denkbar Beste dar, sind also unter diesen Umständen als vollkommen zu bezeichnen.

Man muß eben bedenken, daß der Naturmensch seine Geräte und seine Hilfsmittel wirklich braucht, daß sie für ihn nicht einfach Museumstücke sind, daß sein Leben von ihrer Wirksamkeit abhängen kann. Daher wird er es nicht wagen, zum Beispiel an der altüberbrach-

ten Form des Pfeiles etwas zu ändern, auf die Gefahr hin, mit dem neuen Pfeile ein Jagdtier, dem er stundenlang nachgestrichen ist, nicht zu Fall zu bringen oder den Jaguar, der gerade zum Sprunge auf ihn ansetzt, zu verfehlen. Da ist es viel sicherer, sich an das Alte, Erprobte zu halten, an das, was gut und darum in gewissem Sinne heilig ist. Denn eben, weil jedes Gerät in der Regel das denkbar vollkommenste seiner Art in der gegebenen Umgebung darstellt, ist es ein kostbares Vermächtnis der Ahnen, von denen es übernommen worden ist, denen es daher eigentlich gehört, und mit dem man darum nicht leichtfertig umgehen darf. Zur Wirksamkeit eines Gerätes gehört für den Naturmenschen nämlich nicht nur seine technische Vollkommenheit, sondern auch noch eine mehr geistige Tüchtigkeit. Denn auch der nach altem Herkommen hergestellte Pfeil kann sein Ziel verfehlen, sicher aber wird er treffen, wenn bei seiner Zurichtung alle die alten, heiligen Gesänge und Sprüche gemurmelt worden sind, mit denen die Alten den Pfeil kräftig gemacht haben, sie, die viel mehr wußten als die heutigen Menschen, denen der Pfeil von heiligsten Dämonen und Kulturheroen gebracht worden ist. Hier spielt jene ganze religiöse Vorstellung hinein, die dem entsprungen ist, was wir heute den Zufall nennen. (Mit besonderer Erlaubnis des Verlanges Strecker u. Schröder, Stuttgart dem Buche „Im Dämmer des brasilianischen Urwalds“, entnommen.)

Wie ein blinder Dichter die Welt sieht.

Der bekannte Prager Dichter Oskar Baum ist blind; trotzdem ist es ihm gelungen, in seinen Dichtungen ein Weltbild zu schaffen, dem man es nicht anmerkt, daß es ohne Hilfe der Augen aufgenommen ist. Wie er zu dieser Erkenntnis und Gestaltung der Umwelt kam, erzählt er in der Wochenzeitung „Die literarische Welt“, indem er hervorhebt, daß „das Ohr der ewig offene Weg in der Stille des Innern ist“. Freilich, als er im 12. Jahre erblindete, da war er der Verzweiflung nahe, aber allmählich wußte er sich in dem ewigen Dunkel erstaunlich zurechtzufinden. „Welche ungeheure Anstrengung zu Anfang, nur durch das Ohr zu denken! Welcher Kampf der Geisteskräfte allein, dem Sina eines vorgelesenen Buches zu folgen oder die Zeichen auf dem ungleich längeren und langsameren Weg durch die Fingerspitzen ins Hirn zu leiten. Wenn ich in ein Geräusch wirrer Geräusche gerate, in den Rummel eines Bahnhofs, in das Maschinengeratter eines Fabriksaales, ist es, wie wenn einen Sehenden in fremder Gegend plötzlich nachtiefe Dunkelheit überfällt. Es ist aber, als ob nicht nur mein Ohr hörte. Der Raumsinn ist eine Art Gehör des Körpers, dem sich die Nähe jedes größeren stummen Gegenstandes (nicht nur massiger Häuser), jedes Baumes, reglos dastehender Menschen oder Tiere gleichsam mit einem Schattengefühl mitteilt. Betrete ich ein Zimmer, in dem leblose Dinge, Möbel gehäuft sind, fühle ich mich bedrückt. Lebendiges dagegen, zu viele Menschen oder Tiere in dem gleichen Raum, bedrücken nicht. Wenn jemand im Gespräch mit mir seinen Begleiter ansieht, weiß er doch eben irgendwo die Wirkung seiner Worte beobachten will, stört mich das, als ob auch der Schall nicht an mich gerichtet wäre sowie ich andererseits auch stumm auf mir ruhende oder nach mir gewendete Blicke deutlich merke. Ich kann heute nicht sagen, daß ich einen unvollständigen Eindruck von der Erforschung der Menschen habe. Auch nach flüchtiger Bekanntschaft scheint mir die persönliche Eigenart in den mir zugänglichen

Äußerungen der Körperlichkeit deutlich und erschöpfend ausgedrückt.“ Deshalb befriedigt ihn in seinem Dichten nur die Wirkung auf Menschen, die nichts von seinem Mangel ahnen. „Die größte Freude war es für mich, als kürzlich unter 100 anonym geprüften Romanen in dem Duzend ausgewählter auch der meine sich befand (der durchaus in lebendem Milieu handelt) und keiner der Dichter, Routiniers und Praktiker, die als Preisrichter fungierten, etwas von der Blindheit des Autors merkte“

— Allerei. —

Wie hoch ist die Lusthülle der Erde? Da die Luft ein Gemisch verschiedener Gase ist, so wird sie bis in die höchsten Höhen den Gasgesetzen gehorchen; daraus ergibt sich, daß die Erdatmosphäre keine eigentlich Grenze hat, sondern allmählich in den von den leichtesten Gasen in äußerster Verdünnung erfüllten Welt- raum übergeht. Aber in einer gewissen Höhe werden die beiden auf die Gasmolekeln einwirkenden Kräfte: — Gravitation und Fliehkraft — sich das Gleichgewicht halten. Alle in noch größerem Abstände sich befindlichen Molekeln sind der Anziehungskraft der Erde nicht mehr unmittelbar unterworfen; üben also auf die tiefer liegenden Schichten keinen Druck mehr aus; sie sind für die Erde gewichtslos geworden. Die Höhe dieser Grenzschicht ist zu 36.500 Kilometer am Äquator und 21.600 Kilometer in den Polen berechnet worden, sie hat praktisch kaum eine Bedeutung, da die Gashülle hier in so starker Verdünnung auftritt, daß man durch nichts auf ihr Vorhandensein schließen kann. Darum hat es nur einen Zweck, die Höhe zu ermitteln, aus der nur noch eine unmittelbare Kunde von dem Vorhandensein einer Atmosphäre kommt. Den Anhalt dafür geben nur gewisse Lichterscheinungen. Die Höhe der äußersten Lichtreflektierenden Schichten findet man zu 63 Kilometer. Aus den Höhenmessungen von Polarlichtern mit Hilfe der Photographie fand man Höhen bis zu 368 Kilometer. Die im klaren Nächten stets zu beobachtenden Sternschnuppen, diese kleinen, mit planetarischer Geschwindigkeit dahineilenden Weltkörper, die beim Eintritt in die Gashülle der Erde infolge Reibungswiderstandes ins Glühen geraten, geben uns ebenfalls Kunde aus den oberen Schichten der Atmosphäre. Aus den zu gleicher Zeit vorgenommenen Beobachtungen derselben Sternschnuppen von mehreren weit auseinanderliegenden Standorten läßt sich die Höhe der Erscheinungen berechnen.

— Weiteres. —

Symbolisch. Lehrerin: „Die Schlange im Paradies ist natürlich nur bildlich oder symbolisch gemeint. Was also mag damit gemeint sein?“ — Junges Mädchen: „Daß Eva sich an den Adam herangeschlängelt hat.“
Von Afrika hat doch Recht. In einer Gesellschaft fällt wieder einmal die geistreiche Bemerkung, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe. Der Doktor wendet sich an seine Nachbarin: „Wenn ich nur nicht immer diese einfältige Redensart hören müßte! Nehmen Sie die Röntgenstrahlen. Damit kann man durch einen Mann durchsehen.“ — „Das hat eine kluge Frau stets gekonnt, lieber Freund.“
Das „Pferd“ am Telephon. Im ehelichen Schlafgemach. Monsieur schläft sehr unruhig, träumt laut. Madame wird wach und horcht gespannt. Da ruft der teure Gatte ein paar mal ganz laut: „Zuzanne! Zuzanne!“ — Madame,

die Karoline heißt, ist ein bißchen perplex. Sie weckt Treulosigkeit und Betrug witternd, ihren Nachbar und nimmt den Zünder ins Verhör. „Aber, mein Schätzchen — Zuzanne — das ist doch das Pferd, auf das ich morgen setzen will!“ — Madame ist beruhigt, Monsieur noch mehr. Man schläft weiter. Am nächsten Mittag, als Monsieur nach Hause kommt, erwartet ihn die bessere Hälfte an der Tür. „Mein Schätzchen, vor fünf Minuten hat das Pferd antelephoniert!“

Mißverständnis. Richter: „Wie kam es nun, daß Sie die Wäse stahlen und den Kasten mit Goldwaren stehlen ließen?“ — Angeklagter: „Ich bitte Sie, Herr Richter, halten Sie mir das nicht auch noch vor, mein Vater hat schon gerade genug darüber geschimpft.“

Klein-Willi kam mit einem blauen Auge nach Hause. Als er seiner Mutter von seinen Erlebnissen berichtet hatte, sagte sie: „Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst nicht mit dem kleinen Stapleton spielen.“ — „Nun,“ antwortete Willi, „lebe ich so aus, als ob ich gespielt hätte?“

Ein Bekannter. Chejeau (auf der Polizeiwache): „Haben Sie vielleicht meinen Mann irgendwo gesehen?“ — „Schupmann: „Rein, bis jetzt noch nicht; aber nehmen Sie nur etwas Platz, denn um diese Zeit wird er gewöhnlich gebracht.“

Verfälschtes Kompliment. „Nun, Fräulein Verta, ich höre, Sie haben sich verlobt?“ — „Ach, Herr Doktor, die Verlobung ist bereits wieder zurückgegangen.“ — „Oh, das tut mir leid, wer war denn der Glückliche?“

Gebanken-Splitter.

Oscar Wilde über den Sozialismus.

Es ist unsittlich, das Privateigentum dazu zu benutzen, die schrecklichen Uebel zu lindern, die die Institution des Privateigentums erzeugt hat.

Im Sozialismus wird all das geändert sein. Es wird keine Menschen geben, die in stinkenden Höhlen und stinkenden Gruppen leben und kranke Kinder in unmöglicher und widerwärtiger Umgehung aufziehen. Die Sicherheit der Gesellschaft wird nicht wie heute von der Bitterung abhängen. Wenn Kälte einsetzt, wird es nicht hunderttausend Arbeitslose geben, die in ekelhaftem Elend die Strafen ablaufen oder sich vor dem Tor eines abscheulichen Asyls für Obdachlose drängen, um ein Stück Brot und ein unsaubereres Nachtquartier zu ergattern. Jedes Mitglied der Gesellschaft wird an der allgemeinen Wohltat teilhaben und wenn die Kälte kommt, wird dann niemand schlechter gestellt sein.

Für denkende Menschen ist das tragischste Ereignis in der ganzen französischen Revolution nicht die Hinrichtung Maria Antoinettes, die getötet wurde, weil sie eine Königin war, sondern der Aufstand der ausgefogenen Bauern der Vendée, die sich freiwillig erhoben, um für die schmachvolle Sache des Feudalismus zu sterben.

— Rätsel-Gate. —

Ein Wendepunkt.

Kreuzworträtsel von Salomon Jul.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
	11		12		13		14	15	
16			17		18		19		
20		21	22		23	24		25	
	26		27		28		29		
30	31	32	33		34	35	36	37	38
39		40	41		42		43		44
45			46				47		
48		49	50		51		52		53
54			55				56		

Wagrecht. 1. Fluß in Rußland. 8. Schnell, behend. 11. Wurm. 13. Griech. Göttin. 14. Gestalt aus „Lohengrin“, verkehrt. 16. Fluß in Rußland. 17. Epoche. 19. Silicium. 26. Ägypt. Gott. 27. Franz. Artikel. 28. Seine, franz. 29. Abl. f. „Äußer Evidenz“. 30. Abl. f. „Bahn-Perron“. 32. Drei. 34. Ausruf. 36. rot, engl. 38. Abl. f. „Ganz-Sache“. 39. Energieinheit. 41. buddhist. Priester. 43. Faulstier. 44. jüdl. Artikel. 45. Sgn. f. „ruhig, still“. 46. Bedingungswort, verk. 47. Waldhaus sehr klein. 48. Abl. f. „Infanterie“. 49. Griech. Buchstabe. 51. Abl. f. „Deutsch-Böhmen“. 52. Abl. f. Neon. 53. Abl. f. Selen. 54. Vorname einer Filmschausp. 56. Sgn. f. „Licht“.

signato. 12. Vad in Deutschland. 15. Pers. Fürwort. 16. Gold, franz. 17. Papagei. 18. Musik. Note. 20. Zeitungsdrakt. 21. Marmelade. 22. Partikel. 23. Gewicht d. Verpackung. 24. Teil d. Wagens. 25. kleine Strafe. 31. Kostengeld. 33. Zum Fluß gehörig. 34. Zunder. 35. Fläche, verk. 37. Haß. 38. Ehrgut. 40. Etwas Eddisches. 44. Ver. ital. Schauspielerin. 50. Wie 13. sentr. 52. Unbekannt. 4 und 20 und 42 und 55 geben einen Feiertag an, der in der Bew. eines Wendep. darstellt.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Pyramidenrätsel: a; Bo; Sof; Kopf; Skoppe; Hopfen.
Inhaltreiche Worte: Nicht mitzubüssen, mitzulieben bin ich da.